



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Auf das Grab Peter Hille's

Leipzig [u.a.], 1904

urn:nbn:de:hbz:466:1-27569

P
03

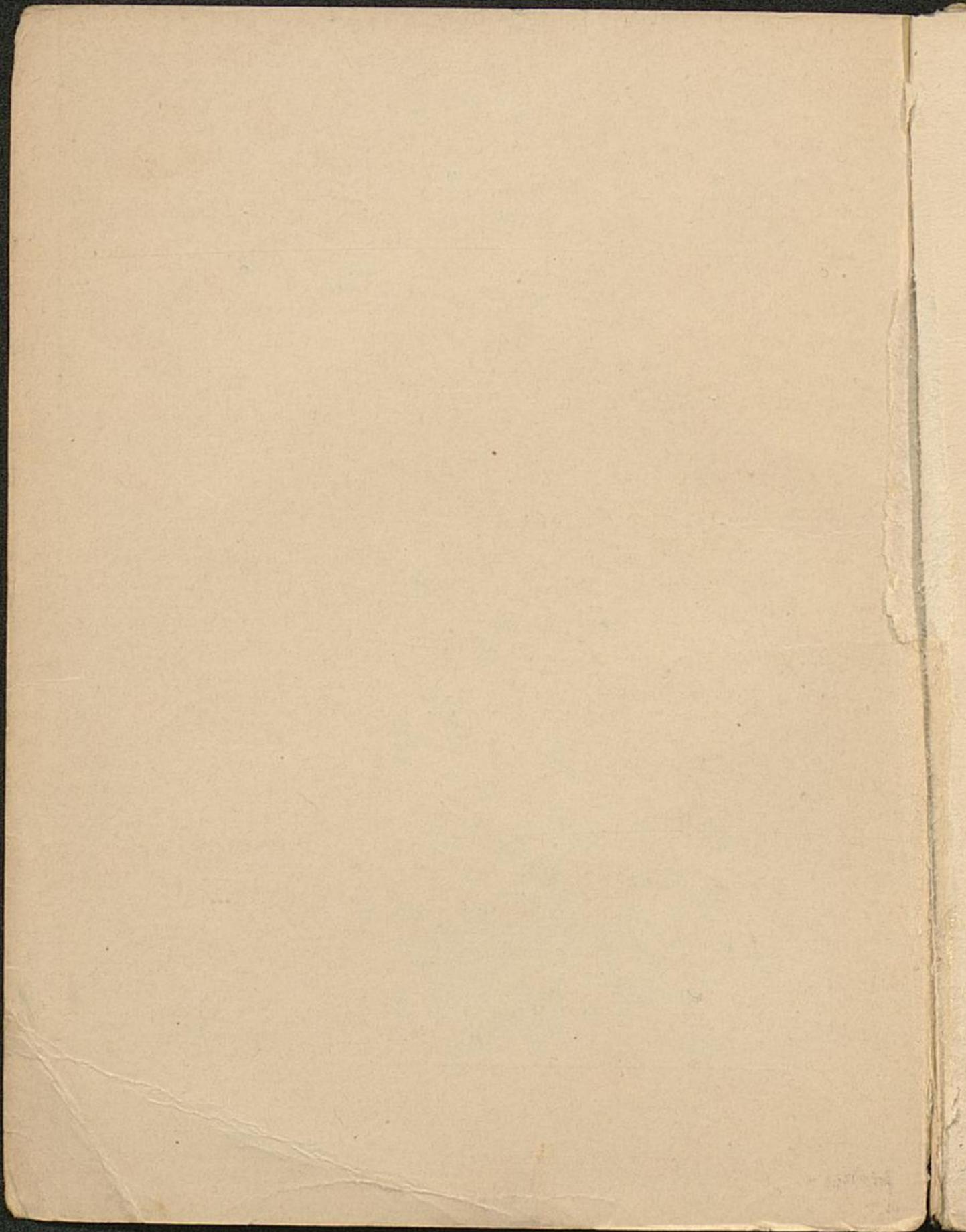
Auf das Grab

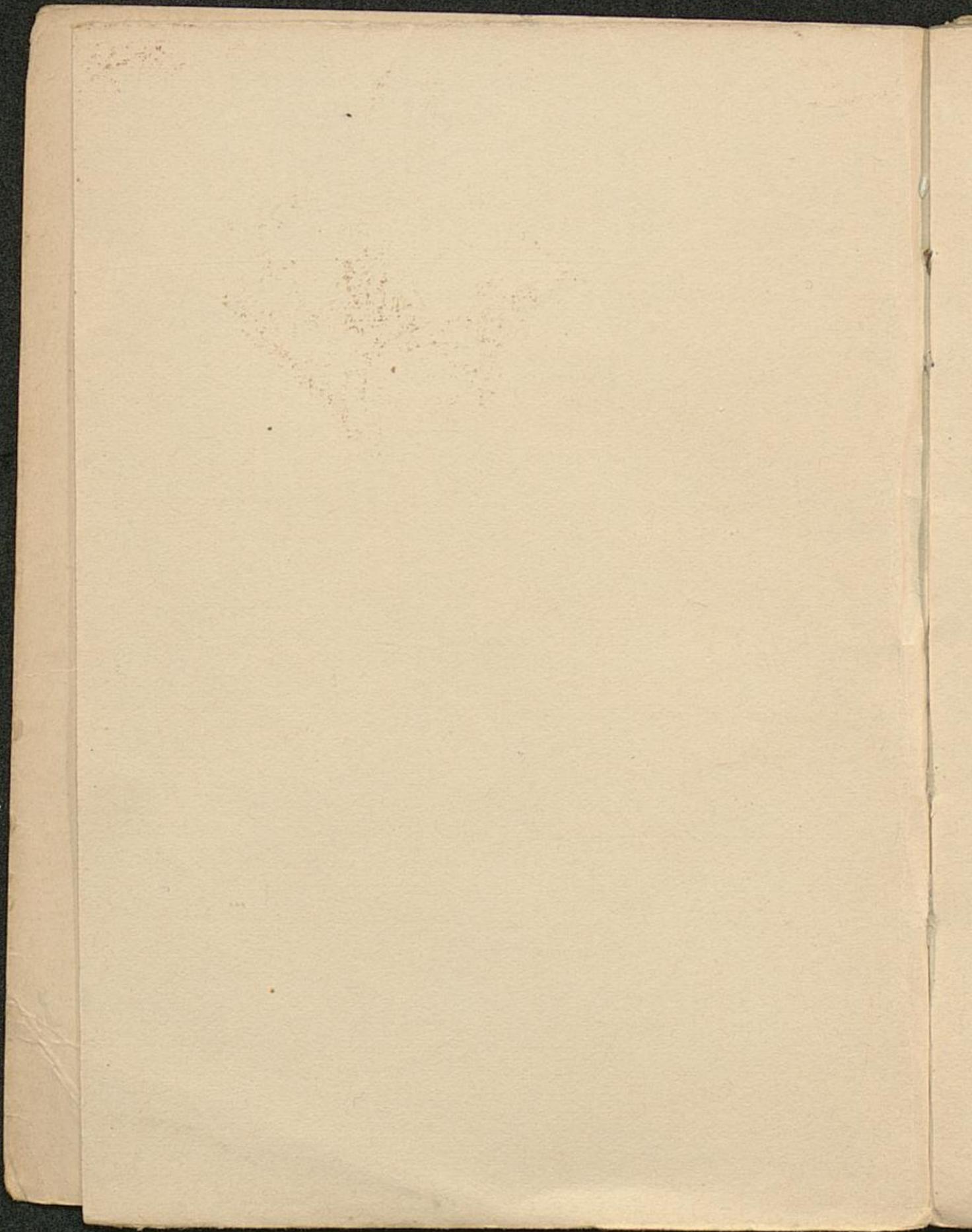
Peter Hille's



Leipzig - Berlin
Modernes
Verlagsbureau
Curt Wigand
1904

K
4865



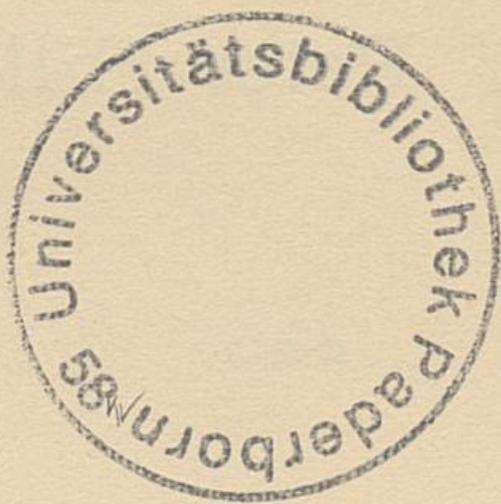


Auf das Grab

Peter Hille's



Leipzig - Berlin
Modernes Verlagsbureau
Curt Wigand
1904



03
K
4865

14/7096

CQCH

Zum Geleit

Als er gestorben war, da begrub man ihn mit grossen Ehren und erzählte von ihm und seinem Dichten, und auf einmal wusste die Welt, dass mit ihm ein Dichter gestorben sei. Noch weiss sie es, aber wie bald wird man ihn vergessen haben.

Drum seien aus dem reichen Kranze, den man Peter Hille beim Scheiden gegeben, einige Blätter all' denen gereicht, die des Poeten zuweilen gedenken wollen.



Erinnerungen an Peter Hille

Er musste sterben, wie er starb — das war sein Geschick, und es wäre verwunderlich gewesen, wenn es anders gekommen. Man fand den Dichter nachts blutüberströmt auf dem Zehlendorfer Bahnhof. Eine Dame nahm sich seiner an, säuberte ihn vom Blut und geleitete ihn nach seiner Wohnung in Schlachtensee. Dort verschlimmerte sich sein Zustand derartig, dass er ins Gross-Lichterfelder Krankenhaus geschafft werden musste — am Nachmittag schloss er die Augen für immer.

Wenn einer sich „Bohémien“ nennen durfte, so war es dieser Peter Hille.

Wer ihn einmal gesehen, vergass diese Züge nicht wieder, der Eindruck, den die seltsame Erscheinung erweckte, blieb für immer. Ein wehes, wunderliches Gefühl, halb Mitleid, halb Bewunderung, halb Spott. Wer ihn nicht näher gekannt, glaubte wohl auch, es stecke viel Komödie hinter diesem absurden Wesen, wer ihn jedoch gekannt, wusste, dass er wirklich so war, wie er sich gab: Ein grosses Kind, weichherzig, gutmütig, hilfsbereit und — unbehilflich. Eine hohe, vorn übergebeugte Gestalt mit gewaltigem, rötlich schimmerndem Bart, gelocktem Haar und seltsam traurigen Augen — so erschien er, stets umgeben von seinen Jüngern, die in grenzenloser Bewunderung zu ihm aufsahen. Und wer in dieses magere, faltige Gesicht, das von so vielen Entbehrungen und Sorgen sprach,

geblickt hatte, fühlte, dass er sich einer machtvollen, bedeutenden Persönlichkeit gegenüber befand, der es nur an der rechten Gunst gefehlt hat, um das zu werden, was sie einst versprochen.

Peter Hille hat wohl sein Lebelang auf die „glückliche Wendung“ in seinem Leben gewartet. Nicht, dass er reich und sorgenlos werden könnte, sondern dass es eines Tages der ganzen Welt offenbar werden müsste, was sie an ihm habe. Wie auf dem Theater sollte wohl plötzlich der Vorhang zurückgehen und „alles offenbar“ werden. So hat er gehofft und gewartet und vielleicht äusserlich, aber nie im Innern resigniert. Denn er glaubte an sich, und dieser Glaube hat ihn aufrecht erhalten. Ein einziges Mal hat man ihn wirklich glücklich gesehen, das war damals, als

die Berliner Finkenschaft auf dem Grundstück der neuen Gemeinschaft am Schlachtensee eine Feier für ihn veranstaltete und im Walde seine „Szenen“: „Hirtenliebe“ und „Walther von der Vogelweide“ aufführte.

Man erinnert sich wohl dieses traurigen Tages. Kaum hatten die Schauspieler — Jünger und Jüngerinnen — begonnen, da strömte der Regen hernieder, und während der Hirt im nassen Grase der Hirtin Liebeserklärungen machte, riefen die vorübergehenden Ausflügler, die den seltsamen Aufzug nicht verstanden, spöttische Bemerkungen unten vom Seeufer herauf. Peter Hilles Anblick aber konnte Herzweh verursachen. Da stand er barhäuptig unter den Kiefern, die Arme über der Brust gekreuzt und starrte wie gebannt mit seinen traurigen

Augen auf die Dilettanten-Darsteller, die seine feine Poesie so jammervoll verhunzten. Das blasse Gesicht färbte sich vor Freude — diese Aufführung war für ihn die Erfüllung eines seiner sehnächtigen Träume.

Ja, er war ein Dichter, ein eigensinniger, selbtherrlicher Dichter, den eine ästhetische Schrulle zu dem gemacht, was er geworden. Hätte er sich fügen, von den Gesetzen, die er sich selbst gestellt, abgehen können, würden wir ihm vielleicht Grosses verdanken. Aber er konnte nicht, die Selbstkritik fehlte ihm — was er schuf, war erst für ihn und dann für die anderen bestimmt. So kam es, dass seine Schöpfungen nur den Liebhabern und Feinschmeckern verständlich waren. Mit einem Roman: „Die Sozialisten“ begann er, ein wunder-

liches Machwerk, das ausser ihm wohl nur seine besten Freunde gekannt haben, ein Drama: „Des Platonikers Sohn“ folgte und blieb ebenso unbeachtet; bekannter dagegen wurden seine beiden Schöpfungen „Semiramis“ und „Kleopatra“. Einen grösseren Anhängerkreis brachten ihm dann seine Novellen, feine, stimmungsvolle Arbeiten, die das erstaunliche Talent dieses Mannes am besten offenbaren.

In der Sammlung „Lieder aus dem Rinnstein“, die Hans Ostwald kürzlich herausgab, finden wir eine köstliche Probe seiner Lyrik: *Vagantenweihe*:

Zugvögel zieh'n in grauem Ernst,
 Da stehst du, Walter, nun und lernst,
 O vanitatum vanitas.
 Die Jahre welken's greise Haupt,
 Fast steht der Hain schon blattberaubt.
 Wie kalt des Regens dünnes Nass

Und doch den Kopf hoch! unverzagt
Der Jugend Rosen unbenagt
Trotz vanitatum vanitas.
Sie regen sich voll dunklem Duft
In ewig blauer Feierluft:
Der tiefe, rote Kuss macht das.

Ja, das ist der ganze Peter Hille, der von sich erzählt: „Ich bin ein Sohn der roten Erde. Westfalus est sine pi, sine pu, sine con, sine veri. Schamlos lügt der Westfale, gottlos und ohne Gewissen. Aber trotzdem bin ich auf keinen grünen Zweig gekommen, kein glückhafter Abenteurer. Bin bis zu dieser vorgerückten Stunde meines Lebens ein fahrender Scholar verblieben. Von meiner Stammesart habe ich vermutlich nur die Zähigkeit, die mir noch zum Sieg verhelfen wird. Die andere Grundeigenschaft der roten Erde: das Bauernerbe Schlaueit besitze ich in dem Grade negativ, dass ich mir

vorgenommen habe, nur durch innigste, lauschend gestaltende Aufrichtigkeit mich zu behaupten. Ich bin geboren am 11. September 1854 zu Erwitzen, eine Stunde von dem westfälischen Badeort Driburg, und ebenso weit von dem gleichfalls etwa vierzig Häuser und fast auch eine Kapelle aufweisenden Dörfchen Alhausen, allda der Dreizehnlindendichter Friedrich Wilhelm Weber geboren wurde im Befreiungsjahr 1813.

Ich verlebte eine einzige Kindheit auf dem Lande, machte in eigenwillig verlängerten Ferien und flunkerweis ausgefallenen Stunden viel Gänge in den Wald und war stolz, wenn ich nach Anweisung meines Vaters, des Rentmeisters Friedrich Hille, mit Röteln Nummern an die Braken und Klafter schreiben durfte oder ebenmal hinlief, um zu sehen,

welche Nummer drüben an dem Holzhaufen stand.“

Und zum Schluss setzt er hinzu: „Seit Neujahr führe ich meine und andere dichterische Untaten von abends 9 bis 12 im italienischen Restaurant von Carlo Dolbelli an der Potsdamer Brücke einem geneigten Publikum zu Gemüte.“

Bis in die letzten Wochen sah man ihn des Montags abends in der Hinterstube im Kreise seiner Anhänger — dort fand er die Bewunderung und Verehrung und war — glücklich.

Nun bist du tot — armer Peter Hille —, aber wir werden dich nicht vergessen.

Berliner Zeitung

8



Der Sonntag gestern hätte ihm gepasst.

Helle Frühlingswolken, von schwarzblauer Schattenlinie unterstrichen, türmten sich am Horizont, und die Sonne trocknete die frischgewaschene Welt.

Im Chausseegraben neben der Strasse nach Grosslichterfelde lag ein „Kunde“, den Kopf auf dem Felleisen und die blossen Füsse wohlig im warmen Sonnenlicht badend.

Ein Bruder von Dir, lieber Toter, ein Bruder in der grossen Zunft der Ritter von der Landstrasse, die in Dir ihr mit dem Dichterkranz gekröntes Haupt verloren hat.

Wie fröhlich war der Tag! selbst im Garten des Teltower Kreiskrankenhauses sah man keine missmutigen Gesichter unter den lustwandelnden Patienten. Und in den Fluren und Gängen, in denen man so garnichts von den Medizingerüchen bemerkt, mit denen in andern Spitälern Krankheit und Tod widrig parfümiert werden, lag die Sonne in breiten Lichtschwaden.

Links um die Ecke, geradeaus, dann rechts hinten im Garten! Trotzdem! Es war schwer, unter den freundlichen Pavillons aus roten Backsteinen die Leichenkammer heraus zu finden.

Weit standen ihre Türen offen. Zwei Wärter in ihren sauberen Gewändern knieten am Boden und bürsteten einen schwarzen Teppich. Sie schwatzten be-

haglich dabei, wie denn Tag und Stunde gesättigt waren von einem stillen Behagen.

Auf einer schlichten Bahre, in ein weisses Totenfuch gehüllt — oder war es die Toga eines Platonikers? lag der Dichter.

Lieber Peter Hille! Du hast in der Zeit Deines Erdenwallens wohl nie den Eindruck gemacht, als legtest Du irgend welchen Wert auf Deinen äusseren Menschen. Dein Haar liessst Du wachsen, wie es das Schicksal wollte, und über die kosmetische Wirkung einer weichen, recht fetthaltigen Seife hast Du sicher nicht viel nachgedacht, geschweige, dass Du sie an Dir selbst erprobtest. Du botest Dein Antlitz der Sonne und den Stürmen in ruhigem Gleichmut, und wenn Du, wie im letzten Sommer, Dich der brandenden Ostsee vermähltest, dann

hattest Du dabei sicher nicht den nüchternen Zweck im Auge, ein simples Reinigungsbad zu nehmen.

Aber heute, sag ich Dir, sahest Du aus wie ein gesalbter König. Wunden sah man wohl und Narben und allerlei Teintfehler, die einen Sudermann sicher zu einer schleunigen Kur im vornehmsten Sanatorium der Welt veranlassen würden. Aber man vergass es unter dem grossen Eindruck Deiner schönen Ruhe.

Ein Platoniker ruht so! Oder sagen wir mehr noch und einfacher — ein Dichter.

Weisst Du, was ich denken musste? Es war mir, als lauschtest Du einer Stimme, die wir Lebenden nicht hören konnten, als vernähmest Du jetzt die tiefste Schönheit zum herrlichen Lohn für die treue Erfüllung Deines Vorsatzes,

„nur durch innigste, lauschend gestaltende Aufrichtigkeit Dich zu behaupten“.

Hat je ein Dichter reinere Ziele gehabt, als die Du in diesem Satz bekanntest?

Ich glaube nicht an die Unsterblichkeit Deiner Werke. Der Münze Deiner Dichtungen fehlte die Prägung, die ihr eine allgemeine Gültigkeit hätte verleihen können. Marktware produzierte Deine Muse niemals. Im Stillen verachtetest Du darum, glaub' ich, die Redakteure, die Dir Deine Arbeiten zurückschickten. Es ist noch garnicht lange her, da machtest Du uns nach einer neuen Ablehnung die lakonische Bemerkung: „Ich werde für Zeitungen überhaupt nichts mehr schreiben“.

Dass Du so unwiderruflich Wort halten musstest!

Ich kann mir aber wohl denken, dass über hundert Jahren einer, der in edler Liebhaberei vergessene, literarische Münze sammelt, auch Deine Dichtungen ausgräbt und ein Publikum findet, das bei der anschaulichen Schönheit einzelner Deiner Wortschöpfungen aufhorcht und sie in sein Gedächtnis schreibt.

Aber, selbst wenn das nicht geschieht, wenn man Dein Dichten vergisst — wie manches guten Poeten Schöpfung liegt begraben im Schutt der Zeit — Dein Trachten, Dein Menschenleben wird man nicht vergessen.

Philister mögen Dich einen „begabten Dichter“ nennen, der viel versprach und an seinem „genialischen Zigeunertum“ zugrunde ging.

Wir sagen: Du versprachst nichts, was Du nicht gehalten hast, Du musstest

so leben und so sterben, wie Du's tatest. Konnte man sich Dich vorstellen, an einem hübschen Schreibtisch gut bezahlte und gangbare Reimlein schmiedend?

Nein, genialisch warst Du nicht! Das Wort macht Dich klein! Und den Namen Zigeuner lass ich mir nur für Dich gefallen, wenn man einen Menschen darunter versteht, der niemals Konzessionen macht, sich und den andern. Als solcher *musstest* Du zu dem armseligen Vagabundentum kommen, über das unsere satte Gesellschaft lächelte. Aber ich sage Euch, hätte dieser Mann ein heisseres Temperament gehabt, mehr Zorn statt Liebe, er wäre ein Prophet geworden, über den Ihr Euch entrüstet oder den Ihr bewundert hättet. — —

Wegen einer Kopfrosee eingeliefert, starb Peter Hille nach dreitägiger Kranken-

hausbehandlung an einem Lungenödem. Im September wäre er fünfzig Jahre geworden.

Ist es nicht ein Wunder in unserer Zeit der Lüge und Halbheit, dass ein Mensch seine ganze kindliche Reinheit und die Unverdorbenheit seiner Instinkte durch fünfzig Jahre bewahren konnte?

Davon wird man sich erzählen, so lange die Welt noch Sehnsucht nach dem Guten hat.

Aber lassen wir ihn zum Schluss noch einmal reden, den lieben Dichter. Die Verse, die er uns damals unter dem Titel „Der Sonne Geburtstag“ schickte, passen so recht auf den heiteren Frühlingsmorgen von gestern, da ich mich aufmachte, ihn in der Totenkammer aufzusuchen:

Die Schieferdächer zottig und breit,
Noch wacht kein einzig Haus.
Zartklare Gegend und Einsamkeit,
Da jubelt ein Vöglein sich aus.

Die Sonne zu grüssen, so steigt es hinan
In reiner und reineres Blau
Bis man es nicht mehr sehen kann —
Nun jubelt die Himmelsau.

Die Lerche hat die Sonne geseh'n
Und sinkt nun wieder zu Tal.
Das hören die Morgenwinde und weh'n,
Froh glühen die Wölklein zumal.

Kirschbäume stehn und richten sich aus
Und schauen stumm sich um,
Wir Kinder stehn mit Spruch und Strauss
So köstlich blöd und dumm.

Siehe, da blitzt es freudig erhellt,
Da hebt es sich und steigt,
Das liebeleuchtende Antlitz der Welt,
Und unsere Seele schweigt.

Die Welt am Montag

R



Treue Freunde und Weggenossen, Künstler von Namen und Klang und zwischen ihnen die charakteristischen Erscheinungen der Berliner Bohème, künstlerische und studentische Zigeunerschaft legten die frischen Blütenzweige des Frühlings, die Peter Hille so sehr geliebt, auf die letzte Ruhestätte des echtsten der Ihrigen. Sesshafte und fahrende Kunst gab das letzte Geleite. Peter Hille, dem Ahasver der Grossstadt.

Wir hatten ihn lieb — er war von unserem Blut.

Zwar stand er vielen der Fragen, die uns andere moderne Menschen schütteln und packen, fremd gegenüber. Nicht feindlich und gegnerisch, sondern bloss

mit der milden abgeklärten Ruhe des Weisen gegenüber, der es gelernt hat, an der Welt vorüberzugehen. Er hat das höchste Ziel erreicht, das der indischen Philosophie als Höchstes gilt. Er ist in den „Wald gegangen“. Jene weltver-
stehende und erkennende, weltüberwin-
dende Lehre Buddhas fand in Hilles Seele tiefen Wiederhall. Trotzdem er niemals ein ausgesprochener Theosoph war.

Draussen in der neuen Gemeinschaft, in dem Kreise seiner alten Freunde, seiner ergebenen Anhängerschaar begeis-
terter junger Menschen, die ihn „Meister“
nannten, da fand er sein Glück. Wenn die fröhliche Stimmung, die Ausgelassen-
heit ihren Höhepunkt erreichte, da sass er still und prunklos, die Gestalt in einem abgeschlissenen schwarzen Gehrock gehüllt, unfestlich zwischen den Festlichen.

Aber auf dem Gesicht ein still verträumtes, freudiges Lächeln, neben ihm eine Flasche Wein, eine packende Erscheinung in einer Gesellschaft, die immerhin an Originale gewöhnt ist. Er hörte den Lärm nicht, die Tanzenden streiften seinen Rock. Hille sah kaum auf. Still lächelte er vor sich hin und schrieb kreuz und quer auf alte, abgerissene Fetzen Papier in krausen Zügen seine Aphorismen.

Beim Sonnenwendfest der Gemeinschaft sah ich ihn. Er stand im Schein der rot aufzüngelnden Flammen, die den wundervoll geschnittenen Apostel- und Prophetenkopf seltsam verklärten. Eintönig, trotzdem seltsam rührend, las er uns seine Gedichte vor. Nie war das priesterlich Hoheitsvolle in diesem grossen Kind und vagabundierenden Dichter so stark in die Erscheinung getreten, wie

an jenem Abend. Und unsere Ergriffenheit unter leichten Scherzen verbergend, boten wir ihm an, ihm eine Toga zu stiften, eine weisse mit goldenen Säumen, in der er als Druide oder Rhapsode oder Oberpriester unseren Symposien vorstehen sollte.

Und wiederum ein anderes Bild. Weihnachtsabend, sein letzter.

Sehr spät und zufällig war ich in das kleine italienische Weinrestaurant gekommen, in dem wir unsere Cabaret-abende abhielten. Einsam sass Peter Hille in einer Ecke. Drüben an langer Tafel feierten die Italiener in solennem Festschmauss unter heimatlichen Gebräuchen das Weihnachtsfest. Draussen in den Häusern leuchteten die Lichter der Christbäume. Still drückten wir uns die Hand und tranken eine Flasche Wein

zusammen. Zwei Heimatlose. Dann aber nahmen wir Teil an der Feier mit jenen warmblütigen und warmherzigen Leuten, für deren romanische Natur Hille, der Urgermane, der Sohn der roten Erde, ein warmes Verständnis besass.

Peter Hille im Cabaret. Viele sahen ihn dort und standen ihm, je nach ihrer Eigenart, freundschaftlich, bewundernd oder spöttisch gegenüber. Er las sehr schlecht, Mörder seiner eigenen Gedanken. Er war kein schwadronisierender Ueberbrettlheld, keinzeilenschindender Uebermensch. Alles Sichinszenesetzen lag ihm fremd. Er konnte seine Manuskripte selten entziffern. Selbst uns — die wir ihn lieb hatten und seiner Eigenart warmes Verständnis entgegenbrachten, fiel es schwer, ihm immer zu folgen. Wir hatten es nicht sehr leicht mit ihm. Er kam spät und

unregelmässig, oft gar nicht. Für die einfachsten Leistungen aber, die Dilettanten ihm in Freundschaft zur Verfügung stellten, zeigte er liebevoll eingehendes Interesse. Eigentlich empfand er das Cabaret als Prostitution seiner Kunst. Auf uns, die wir ihm halfen, sah er ein wenig mitleidig überlegen herab. Gerade er, der ein Künstler war bis in die Fingerspitzen, empfand es am tiefsten, dass das, was die meisten Zuhörer verlangten, in Cabarets mehr Vogelwiese als Kunst sei und er wusste, dass er ein Künstler sei.

Der in der letzten Zeit durchgeführten Absicht, auch der leichter geschürzten Muse Eingang in seinen Vortragsabenden zu verschaffen, trat er mit entschiedener Entschlossenheit entgegen. Nur die höchste Not konnte ihn zu Konzessionen veranlassen.

Trotzdem wurden die Cabaretsabende besucht, denen das grosse Lebedamen- und Lebejünglingspublikum fehlte, welches Stammgast der anderen Cabarets ist, die unterhaltamere Zerstreuungen gewähren. Heimstätte wurde es für eine stille Vereinigung künstlerischer Freunde, die seiner stillen, stets etwas melancholischen Poesie, mehr noch aber seiner starken Persönlichkeit warme Ehrfurcht entgegenbrachten. Diese Montagabende wurden ein stillschweigendes Stelldichein für jene jungen Kunst- und Literaturzigeuner, die freimaurerisch zusammenhalten den Geist des Pariser Mont-Matretums, der in Not und Elend aufgewachsenen Poesieblüte nach Berlin verpflanzt waren. Ihr Mittelpunkt war Peter Hille, dem sich von allen Tischen warme Freundeshände und gefüllte Gläser ent-

gegenstreckten. Wie ein Fürst sass der Mann in dem zerissenen schäbigen Anzug, dem schadhaften Schuhzeug unter den Seinen.

Am letzten Montag versammelte sich noch einmal im Restaurant Vesuv das Häuflein seiner Getreuen. Leise Wehmut in dem Raum, in dem er häufig so fröhlich gezecht hat. An der Wand hing noch sein Bild, das zum letztenmal bei der Jubiläumsfeier mit Blumengewinde umkränzt war. Wehmütige Trauer und doch wiederum durchbrechendes fröhliches Lachen bei Gläserklang. Mit Trauerlichtern und Florgewinden ehrt man Peter Hille nicht. Er, der das Lachen, das Leuchten des Lebens geliebt hat. Volle Gläser klangen zusammen. So ehrt die Bohême das Andenken der Ihrigen, und einstimmig wurde beschlossen,

das Cabaret in seinem Namen und Geist fortzuführen und von dem Ertrage desselben seine zerstreut erschienenen Gedichte zu sammeln und herauszugeben. Die Gemeinschaft ehrt ihre Toten.

Blütenzweige auf seinem Sarg. Der ganze feierliche Pomp der katholischen Kirche. Ein Begräbnis erster Klasse. So fremd dem Kunstzigeuner, dem sie das Geleite gaben. Frühlingssonne und Blütenzweige am Weges eines, der immer gewandert ist auf seinem letzten Weg in das ewige Dunkel. Peter Hille! Die Berliner Bohême sendet Dir ihren letzten Freundesgruss. Ruhe in Frieden!

Das Kleine Journal





Du bist gestorben Peter Hille, so sagt man mir, aber ich will es nicht glauben, denn ich habe Dich lieb gehabt und ich hätte Dir noch so manches Jahr gewünscht, zum Träumen und Dichten. Und man sagt mir, wie Du gestorben seist, so hässlich, so gar nicht in Schönheit, Du, der Du das Schöne geliebt und der Du ein Dichter gewesen! Ja, wärest Du unter alten Eichen eingeschlafen, bei Blätterrauschen und Vogellied, Dein Dichterdasein wäre harmonisch verklungen, aber so? — Wie Du gelebt so starbst Du, rätselhaft Dein Sein und dunkel Dein Ende. Und ich denke Deiner und sehe Dich vor mir, im lauschigen Zimmer bei Dalbelli, umgeben

von Deiner Gemeinde. Du sahst müde aus, und tiefe Furchen — Kinder des Grams — auf Stirne und Wangen erzählten von langer, mühevoller Wanderung. Und vornehm sahst Du aus und gütig. Langsam tratest Du vor und begannst zu lesen. Zuerst einen Akt Deines Dramas „Walther von der Vogelweide“. Monoton kamen die Worte von Deinen Lippen, und wenn der Tritt des aufwartenden Kellners sich allzu störend bemerkbar machte, da warst Du plötzlich stille um nach kurzer Weile wieder fortzufahren.

Aus Deinem Munde klang kein Pathos, aber Liebe, die Liebe des Vaters zum Kinde, und es ist ja auch ein wohlgeraten Kind, dieser Walther. Der Sänger findet auf der Wanderschaft ein holdes Mägdlein, und was die zwei sich sagen,

sie sagen es so einfach und schlicht, so voller Innigkeit und Anmut, dass es zu Herzen dringt, morgenfrisch wie das Vogelgezwitscher, mit dem der Akt beginnt und endet. Dann kam ein zweites Manuskript. Das führte ins alte Griechenland und zauberte, voll feiner Satire, auf den Gesichtern der Zuhörer bald ein leises Lächeln hervor. —

Du hattest geendet, und mit einer fast unmerklichen Verbeugung gingst Du zurück, während ein leises Klatschen erklang. Lauter Beifall hätte Dich gestört, denn Du warst ein stiller Mann und verlangtest nichts von den Menschen, es sei denn ihre Liebe. —

Dann trat ich zu Dir, und Du erzähltest mir von Deinem Leben: Lange gingst Du allein und nur die Poesie schritt an Deiner Seite; dann aber hattest Du

Freunde gefunden, die sich um Dich scharten, und Dich gerne hätten. Und Du sprachst von der Gemeinschaft, draussen in Schlachtensee, und von Deiner Freude, dort zu sein, in Ruhe und Frieden; und von Deiner Jugend begannst Du zu sprechen, bis sie Dich zum Weine riefen, Deine Treuen, und Dich mit entführten. Dann sassest Du in ihrer Mitte, rings um Dich Lachen und Scherzen und Du selber ernst, beinahe traurig. Wie die Mitternacht kam, gingst Du fort, und mit Dir der ganze Kreis, der Deinen Namen trug. — Dank diesen Männern! Wie wenn sie geahnt, dass Du bald scheiden würdest, riefen sie Dich hervor aus der Einsamkeit und zeigten an Dir, dass es auch heute noch wahre Poeten gibt, heimatlos und stets als Letzter kommend, wenn es zu gewinnen gibt, aber Pilger, die ins

gelobte Land der Schönheit ziehen, jener
Schönheit, die wir Dichtkunst nennen.

Und nun bist Du gestorben! Du sahst
das Land Deiner Sehnsucht und gingst
von dannen; und ich denke Deiner mit
Wehmut, der Du so bescheiden warst
und liebevoll, so gut und so traurig, und
der Du ein Dichter gewesen.

Frankfurter Zeitung





Das hätte der gute Peter Hille erleben müssen, dass alle Tagesblätter Deutschlands ihren Lesern von ihm erzählten und die illustrierten Zeitschriften sein Bild der Mitwelt vorführten! Wie hätte er mild und ungläubig über den plötzlichen Ruhm gelächelt, den er so wenig gesucht hatte wie eine gesicherte Stellung oder materiellen Wohlstand. Denn dieser Dichter, der am 7. Mai unter so rätselhaften Umständen aus dem Leben schied, war anders als alle die grossen und kleinen Söhne der Musen und Federgewaltigen, die so zahlreich durch die Strassen und Cafés der Reichshauptstadt wandeln. Er war vielleicht der einzige echte, unbewusste und naive Berliner Bohémien,

der je gelebt hat, eine Gestalt, die von der Butte sacrée de Montmartre an die Spree verschlagen schien, ein moderner Vagant bis in sein fünfzigstes Lebensjahr hinein, dem nur die Rauflust fehlte, um seinen Brüdern aus dem Mittelalter ganz gleich zu sein. Peter Hille verbrachte seine Tage, als könnten die Hast und die Ansprüche dieses Lebens nicht den Saum seines Gewandes berühren. Immer wieder gab es Zeiten, da er im eigentlichsten Sinne des Wortes kein Quartier hatte. Dann ruhte er wohl im Tiergarten unter den ewigen Sternen, oder er schlief sich auf den Sofas seiner Freunde der Reihe nach durch. Wochen gab es, in denen er nicht einen Pfennig bar in der Tasche hatte, Monate, in denen er keinen Rock besass und an seiner Statt einen ungeheueren Mantel, über dessen ursprüng-

liche Farbe die Sachverständigen geteilter Meinung waren, wie eine Toga um die Schultern schlang. Gleich einem Kinde, sorglos und unbeholfen dem Leben gegenüber, ziellos hinträumend von Tag zu Tag, so ging er durch die Welt. Und dann wieder war er wie ein Prophet kommender glücklicher Zeiten, in denen alle Menschen frei und ungebunden ihr Leben verbringen. Wie ein Prophet sah er auch aus, wenn er daherkam. Unter dem breiten, von Sonne und Regen hart mitgenommenen Hut bedeckte reiches, struppiges, kaum je genügend gekämmtes Haar seinen hochgewölbten Schädel. Aus dem zarten Antlitz voll feiner Linien und edler Züge blickten grosse blaue Germanenaugen treuherzig-träumerisch in die Welt. Kinn und Wangen umrahmte ein schöner brauner Vollbart, von dem er sich

in der Zerstretheit mit der Zigarre gelegentlich wohl die eine oder andere Ecke abbrannte, ohne dass er sich jedoch die Mühe nahm, die übrigen Teile mit der Schere dazu passend zu schneiden. An den dürren Armen aber sass ein Paar schlank und graziös geformter, überaus zarter Hände, mit denen er, auch auf der Strasse oder in Gesellschaft seiner Freunde, man kann sagen fortwährend schrieb. Alle Taschen hatte er stets voll von Manuskripten, die nur er entziffern konnte, und aus denen er am liebsten jedem zu jeder Zeit vorlas.

An Plänen und Ideen, die jedoch leider fast ganz ohne innere Verarbeitung blieben und ohne formale Abrundung zu Papier gebracht wurden, war Hille überreich. Er schrieb Gedichte, Prosastücke, kleine Dramen, an deren Aufführung nie

ein Theater denken wird. Verworrenes wechselt darin mit merkwürdiger Klarheit, Nürrisches mit Stellen von grosser Schönheit, Dilettantisches mit Spuren aufblitzender Genialität, Banales mit einer blühenden poetischen Phantastik voll origineller Kraft. Auch in seiner eigenwilligen Ausdrucksweise war Treffendes und unbewusst Komisches bunt durcheinander gemengt. Im Sommer vorigen Jahres versuchte eine Gesellschaft junger Studenten zwei seiner szenischen Spiele: „Hirtenliebe“ und „Walther von der Vogelweide“, an den Ufern des Schlachtensees unter freiem Himmel darzustellen. Aber es blieb ein kuriozes Experiment. Wer Hille kennen lernen will, der greife zu seinem Roman „Die Sozialisten“ oder zu dem wunderlichen Drama „Der Sohn des Platonikers“, einem „Renaissance“-Stück,

das seinesgleichen sucht. Auch dies Werk ist überwuchert vom Gestrüpp toller Bizzarrien und verzerrter, unausgegorener Gedanken, aber es ist doch auch reich an kostbaren Sätzen, in denen sich ein weltenferner Schönheitsdrang bald leidenschaftlich, bald übermütig kundgibt. Nicht jeder freilich wird sich die Mühe machen wollen, die Spreu von dem Weizen zu sondern.

Peter Hille selbst kannte keine Kritik, er kannte auch keine Wünsche. Subjektiv hat er sich wohl immer recht behaglich gefühlt. Und wenn er auch nicht viel sein eigen nannte, so besass er doch eins, nämlich gute Freunde. Seitdem er seine Studien aufgegeben und die westfälische Heimat mit Berlin vertauscht hatte, fanden sich zahlreich Getreue, darunter an erster Stelle Richard Dehmel, Julius

und Heinrich Hart, die sich seiner annahmen. Vor einigen Jahren hat sogar Louis Corinth den wackeren Dichter in all seiner verträumten Zigeunerhaftigkeit und seinem souveränen Bettlertum gemalt. „Und denk' nur mal“, sagte er zu mir, als ich ihm damals begegnete, „denk' nur mal: während andere Leute, wenn sie sich malen lassen, etwas bezahlen müssen, habe ich sogar Geld dafür bekommen!“ Von diesem Modellgeld kaufte er sich dann einen schwarzen Rock von unwahrscheinlicher Schönheit. Noch während des letzten Winters trat er in diesem Kleidungsstück jeden Montag Abend in dem Italienischen Restaurant von Dalbelli an der Potsdamerbrücke in Berlin auf, las Gedichte und anderes vor, liess sich wohl auch von respektlosen Leuten auslachen, ohne es zu merken, und heimste

mit frohen Mienen den Beifall und die Oboli ein, die ihm gezollt wurden. Die Cabaret-Zeit kam dem alten Montmartrois gerade recht; er war sehr glücklich in diesen Stunden. Und wenn er manchem Gast etwa wie ein König Lear erschien, der sich schliesslich zum Brettl gewandt hat, und in dem doch jeder Zoll ein König geblieben war — er selbst hatte solch wehmütige Gedanken sicherlich nicht.

Wie Peter Hille gestorben ist? Wir wissen es nicht. Einsam hatte er gelebt, einsam ist er dahingegangen. Man fand ihn eines Abends zusammengesunken und blutüberströmt in der Nähe eines Berliner Bahnhofs. In dem Krankenhaus, wohin er gebracht wurde, vermochte sein schwacher Körper die Folgen des Unfalls nicht zu überwinden. Lautlos, ohne den anderen eine Störung zu bereiten,

schied er aus dem Leben. Doch viel Liebe und ein treues Gedenken hat er hinterlassen. Und als am herrlichen Frühlingsnachmittag des 15. Mai die „Neue Gemeinschaft“, in deren Kreis Hille zuletzt meist gelebt hat, ihm in ihrem Gebäude in Schlachtensee eine Totenfeier veranstaltete, da konnte das Haus die Menge der Leidtragenden nicht fassen, die hinausgepilgert waren, um dem „guten Peter“ einen letzten Abschiedsgruss ins Grab nachzusenden.

Leipziger Illustrierte Zeitung





Totenfeier

Auf dem Hause der Neuen Gemeinschaft in Schlachtensee wehten gestern wieder einmal die beiden grossen symbolischen Fahnen, die violette und goldgelbe. Aber diesmal waren es keine Waldspiele oder ähnlicher absonderlicher Musendienst, zu denen die eigenartige Künstlergenossenschaft ihre Freunde zusammenberufen hatte; gestern galt es, den Dichter eben dieser Waldspiele und dem seltsamsten Poeten der Neuen Gemeinschaft das letzte Lebewohl ins Grab nachzurufen. Es geht Peter Hille wie so vielen seiner Kollegen. Nach seinem Tode wird ihm weit grössere Aufmerk-

samkeit zu teil, als er sie während seines Lebens je erreichen konnte. So schlecht besucht einst seine Waldspiele gewesen waren, so stark drängte man sich gestern Nachmittag zu seiner Totenfeier.

Um das Haus herum flutete der breite Strom der Berliner Sonntagsausflügler, die gekommen waren, um den herrlichen Frühlingssonnenschein froh zu geniessen, und von denen kaum jemand eine Ahnung hat, dass ein Peter Hille einmal gelebt. Und drinnen in dem „Saal“ der Neuen Gemeinschaft drängte man sich Kopf an Kopf zu der Totenfeier desselben Mannes. Ein sonderbarer Raum. Eigentlich nur ein Korridor, den dunkelgrüne Stoffe an den Wänden, die festgeschlossenen violetten Vorhänge an den Fenstern und die in schweren norwegischen Holzleuchtern brennenden Kerzen nur mühsam zu

einem Andachtsraum umgestalten. Dumpf schallt der Ton des Gong durch den Saal, ein unsichtbar auf hoher Galerie aufgestelltes Harmonium lässt seine ernstesten Klänge durch den Raum schwirren, und dann kommt zuerst der Tote selbst zum Wort. Sein Gedicht „Brautseele“, ein prächtiges Lied lodender Liebesehnsucht, lässt abermals erkennen, dass in Peter Hille eine Dichterseele zur Ruhe gegangen ist. Weihrauchduft durchzieht die heisse Luft; die leisen Töne einer Geige klingen vom Nebensaale her. Dann betritt Julius Hart das kleine Podium. „Zu keiner Trauerfeier haben wir uns hier versammelt“, spricht er, „denn Peter Hille ist für uns nicht tot, er lebt in seinen Werken weiter unter uns. Darum verhüllt kein Trauerflor sein Bild, blühende Waldblumen, Grösse der

freien Natur, die er so sehr geliebt, umhüllen es, blühende Waldblumen, so schlicht und so heiter wie er selbst.“ Der Redner entrollt einen kurzen Rückblick auf das Leben seines Freundes. Auf dem Gymnasium in Münster, wo er ihn kennen gelernt, hat Hille eine wahre Leidenszeit durchgemacht. Mit den Sprachen ging es noch, aber die exakten Wissenschaften bereiteten ihn unerträgliche Qualen. Ausserdem schwänzte er die eigentliche Schule gerade so, wie er später die Lebensschule geschwänzt hat. Als ihn der Tod seines Vaters zum Besitzer einer kleinen Summe Geldes gemacht hatte, ging er nach London und bald darauf nach Holland, wo er, ohne jegliche Kenntnis des realen Lebens, allerhand dichterische Reformwerke zu unternehmen versuchte, die natürlich alle

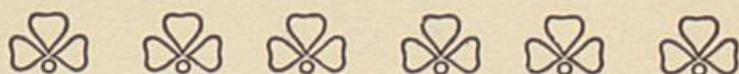
gänzlich ins Wasser fielen. Dann vagierte er eine Zeitlang in Italien umher, um sich schliesslich für immer in Berlin anzusiedeln. Leider war es nicht Hilles Art, die zahlreichen grossen Dichtwerke, die er ständig in sich wälzte, in geschlossener Form auf Papier zu bringen. Ein Gedanke verdrängte den anderen, und so wurde der Mann, der aus dem kleinsten Geschehnis einen Born poetischer Anregung zu schöpfen wusste, eigentlich nur gross im Aphorismus. Alles, was er geschaffen hat, und was auf tausenden Papierfetzen verstreut ist, zeigt ein tief veranlagtes Gemüt und eine tiefe, fest im heimatlichen Boden wurzelnde Dichternatur.

Wiederum Musik. Dann gelangen einige Szenen aus Hilles Erziehungstragödie „Des Platonikers Sohn“ zur Verlesung.

Auch aus ihnen spricht die Seele eines Dichters, und immer wieder muss man bedauern, dass dieser Mann sich aus dem Bohêmeleben nicht zu ernster, nachhaltiger Arbeit aufraffen konnte. Ein jubelnder Gruss an den Frühling schloss die Feier.

Berliner Tageblatt

22



Lasst winden aus grünen Maien
L Dem Dichter den letzten Kranz,
Lasst Sonnenstrahlen ihm weihen
Den goldenen Strahlentanz.

Lasst über dem Hügel rauschen
Die Zweige vom Lindenbaum,
Der Blätter Flüstern uns lauschen
Im friedvollen Totenraum.

Wie leise Klage erklingt es
Aus blühender Lenzesluft.
In Windeswehen versinkt es
An stiller Poetengruft.

Ende



Druck von Mesch & Lichtenfeld, Berlin S.

Druck von Mesch & Lichtenfeld, Berlin S.



03K4865